

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Ein abgebrochenes Reis [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-576165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein abgebrochenes Reis.

Novelle

von Emil Hügli, Thur.

(Fortschung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Uhrentschei am Basler Bahnhof (1906) von August Heer, Basel-München.

Lehrer Töner hatte diese Abkanzung kaum vollendet, als sich drüben beim Fenster Willy Wildholz erhob; sein schmales feines Gesicht war bleich vor mühsam verhaltenem Zorn, und seine blauen Augen blickten. Entschlossen klang seine helle Stimme, indem er ausrief:

„Herr Töner, August hat den Spott wirklich nicht verdient! Er hat einem Mann das Leben gerettet, hat ihn aus der Aare gezogen und sich dabei eine Krankheit geholt. Er hat eine große Tat getan! Wir alle bewundern ihn! Nicht wahr, wir alle?“ wandte er sich an die Klassengenossen.

„Ja, wir alle!“ klang es im Chorus zurück.

„Ruhe,“ donnerte die Stimme des Lehrers, „es wird nicht rebelliert! Wildholz, dort hat der Zimmermann das Koch gemacht, er verschwindet! Soviel ich weiß, hat der Mozzjö Chrsam keinen Advokaten nötig, er hat selbst ein Maul, das groß genug ist.... Das will nun ein Lebensretter sein und hat nicht mal den Mut, sich selbst zu helfen, wenn man ihm ein bißchen auf'n Leib rückt! Trauriger Waschlappen!“

„August ist kein trauriger Waschlappen; ich lasse meinen Freund nicht beschimpfen!“ rief Willy jetzt in höchstem Zorn.

„Zum Teufel, was geht mich eure Freundschaft an.... Und nun hinaus mit dir!“

„Also gut denn, so geh' ich!“ rief Willy. „Und du, August, komm nur mit; du bist krank und brauchst dich nicht mißhandeln zu lassen, komm nur...“

Indem Willy den Kameraden beim Arme nahm und rasch nach der Tür führte, war er sich bewußt, seine Freundschaftspflicht zu erfüllen, und August, dessen körperlicher Zustand solchen Aufregungen noch nicht gewachsen war, sodass sein Herz klopfte und pochte, als müßte es zerpringen, war froh, den zornigen Blicken und den auf ihn einhämmernden Worten des Lehrers aus dem Wege

zu gehen.... Er hörte nur noch, wie jener ihnen drohend nachrief:

„Halunken, mit euch werd' ich schon noch fertig!“

Aber weit größer als die ehrliche Entrüstung der beiden Knaben war jetzt der Ärger des Lehrers, sah er doch sogleich ein, wie ihn gerade dieser Zwischenfall um ein gut Stück seiner Autorität bringen müßte. Es schien ihm, als hätte er diesmal mit seinem Drauflosgehen einen Fehlschlag getan. Dass er die Tat Augusts nicht besonders anerkannt hatte, hielt er allerdings für recht und billig; großes Selbstbewußtsein sah er bei seinen Schülern nicht gerne. Dass er jedoch seine Machtbeweise durch unzeitgemäßen Gebrauch entwertet hatte, ärgerte ihn aufs äußerste. Gewiß stand die ganze Klasse mit vollem Herzen auf Seiten Augusts, und Willys Ablehnung war nur das äußere Zeichen dieser teilnehmenden Gesinnung; ja, im Grunde seines Herzens bewunderte er selbst die schöne Tat des jungen Helden, und obwohl ihm nichts ferner lag, als dieser Bewunderung Ausdruck zu geben, so sagte ihm doch ein unbestimmtes Gefühl, er habe den beiden Knaben durch seinen Hohn einen ungerechten Schimpf angetan. Trotz alledem dachte er keinen Augenblick daran, der Stimme des Gefühls nachzugeben und durch Tat und Wort seinen Mißgriff zuzugestehen. Hegte doch Herr Töner die ebenso weitverbreitete als falsche Ansicht, der Lehrer müsse dem Schüler als personifiziertes Muster irdischer Vollkommenheit und Unfehlbarkeit erscheinen: als ob ein paar gesunde, aus einem intelligenten Knabenkopf hervorblitzende Augen nicht scharf genug blickten, um wider Willen bald hier, bald dort allerhand menschliche Schwächen zu entdecken! Nichts ist jedoch so sehr dazu angetan, den Glauben an den Lehrer zu untergraben, wie die Erkenntnis, dass sich in seiner Person äußerer Schein und innere Wahrheit nicht decken wollten. Anderseits vermag gerade das ehrliche und offene Ein-

geständnis menschlicher Schwächen den Lehrer seinen Schülern näher zu bringen — das offene Eingeständnis: „Seht, ich bin wie ihr, bin ein Mensch mit seinen Mängeln und Fehlern; gerade deshalb müssen wir uns alle bemühen, diese Fehler möglichst zu unterdrücken und auszutilgen, ihr so gut wie ich!“ Müßte dies Geständnis nicht Wunder wirken und aus Lehrer und Schüler ein Herz und eine Seele machen?

Ein Lehrer, der seine Schwächen nicht scheu und ängstlich verbirgt, seine Achillesferse nicht verleugnet, wird gewiß in seinen Schülern die rücksichtsvollsten und schonendsten Edelmänner finden! So ist die Jugend!

Ein Lehrer, der sich vor seinen Schülern ungestritten geben kann, wie er ist, der wird auch Schüler finden, die sich geben, wie sie sind, und so wird er viel leichter Gelegenheit finden, deren verschiedene Eigenarten zu erkennen und ihnen gerecht zu werden, wogegen der Mann der äußerlichen Vollkommenheit immer genug zu tun hat, seine Person intakt zu erhalten und die einmal angenommene Pose zu wahren. So wird ihm bald die eigene Person zur Haupthache, und seine ganze Aufmerksamkeit richtet sich schließlich nur mehr darauf, wie sein sorgsam gewahrtes Selbst sich in den Augen der Schüler ausnimmt. Anstatt deren Herzen zu erkunden, späht er eifersüchtig, ob ihm von ihnen jederzeit der verlangte „Respekt“ entgegengebracht werde. Ja, dieser äußere Respekt ist schließlich das Höchste und Einzigste, was er sich zu erhalten vermag, während die jugendlichen Philosophen längst erkannt haben, daß sie einen hohen Popanz anbeten sollen.

Wie aber öffnen sich vor dem menschlich — doch nicht allzu menschlich — sich gebenden Lehrer die Herzen der Jugend! Wie die Blumenkelche vor dem Sonnenstrahl entfalten sich die Gemüter, und nun erkennt der väterliche Geist des Erziehers, welch weltverschiedene Naturen in seine Hüt gegeben sind. Und diese Erkenntnis ruft der Überzeugung, daß wie jeder Pflanze, auch jedem jungen Menschen seine eigene Pflege zukommen muß, wenn er gedeihen soll. Wie der Gärtner sich bewußt bleibt, welche Gewächse der heiß brütenden Sonne, welche des kühlen Schattens bedürfen, welche in trockener und welche in feuchter Erde gesund bleiben — so wird der von echter Liebe erfüllte Erzieher auf die Eigenarten seiner Zöglinge eingehen und ihnen ihr Recht ange-deihen lassen, sofern jene von menschlich guter oder gar von göttlicher Natur sind. Es ist wahr, in diesem Entdecken, Hegen und Pflegen und zeitweisen Ausrotten ist dem Jugenderzieher eine der schwersten und mühevollsten Aufgaben gestellt; allein, wie sie eine der schwersten ist, so ist sie auch die vornehmste und schönste, und die Früchte allen Bemühens lohnen sich hier hundert- und aberhundertsfach.

Während Herr Töner in ziemlich mischmütiger Stimmung seine Unterrichtsstunde erteilte, verließen August und Willy Arm in Arm das Schulhaus. Willy war entschlossen, sofort nach Hause zu seiner Mutter zu gehen und ihr offen und ehrlich über den Vorfall zu berichten. Er nahm ohne weiteres an, August werde ein Gleiches tun. Dieser wies jedoch das Ausinnen energisch zurück; denn er fürchtete mit Recht, seine strengste Mutter würde ihm, wie immer, auch diesmal gegenüber einem Lehrer nicht recht geben.

„So kommst mit mir!“ befahl Willy, und sie schlenderten zusammen von dannen. Als sie Willys Elternhaus, eine moderne Villa in einem besonders schönen Vorstadtquartier, erreichten, weigerte sich August, mit dem Freunde das Haus zu betreten; doch Willy ließ sich nicht widerreden.

„Mit kommst du!“ rief er und zog ihn am Arm durchs Gartentor und über die Hausschwelle.

„Siehst, Mama, da stehen zwei Sündner,“ rief er seiner Mutter zu, die eben im Korridor war.

„Aber nein, Willy, was soll das bedeuten!“ gab Frau Wildbolz ihrem Erstaunen Ausdruck, indem sie näher herantrat und ihre heitern Blicke mit Verwunderung auf den beiden Knaben ruhen ließ. Willy hatte rasch seine Antwort bereit, indem er mit leckem Lächeln offen und munter erwiderte:

„Das soll bedeuten, daß wir alle beide vom ‚Ton‘ von Herrn Töner aus der Stunde gefagt worden sind!“

„Ei, ei, nette Geschichten!“ bemerkte Frau Wildbolz, und August befürchtete schon, durch den Mund dieser Frau nun die Strafspredigt zu hören, der er aus dem Wege gegangen war.

Willy ließ indessen seiner Mutter dazu keine Zeit, sondern erläuterte rasch, wie alles zu- und hergegangen. Er erzählte, wie Herr Töner den kaum vom Krankenbett aufgestandenen Lebensretter — in seinem Begleiter hätte die Mutter diesen zu begrüßen — zuerst mit der „Hühnerseuche“ und „Faulenzia“ verhöhnt und ihn nachher einen „traurigen Waschlappen“ gescholten habe, anstatt seine Tat anzuerkennen. Er berichtete alsdann, wie ihn selbst die Beschimpfung des Kameraden in höchsten Zorn versetzt und er für ihn ein gutes Wort habe einlegen wollen, worauf der „Ton“ sie beide mit Schimpf und Schande davongejagt hätte.

Ruhig hörte Frau Wildbolz den von heißem Gerechtigkeitssinn getragenen Bericht des Knaben an; dann sagte sie gelassen:

„Nun ja, wenn du in höflicher Weise für deinen Freund eintriest, so hast du recht gehandelt; dem Lehrer aber solltest ihr seinen Irrtum nicht weiter nachtragen, da er an so vieles zu denken hat, wovon ihr nichts wisst...“

„Gut,“ sagte Willy, „wir wollen ihm nichts nachtragen; doch soll er uns nicht mit einer schlechten Beitragsnote das Zeugnis verderben, gelt, Gust?“

„Das wird er eben tun,“ versicherte dieser, während Frau Wildbolz zuversichtlich entgegnete:

„Er wird es nicht tun, oder man wird euch wegen dieser Note nicht schelten. Also beruhigt euch, tut eure Pflicht und am Ende des Vierteljahres wollen wir dann sehen...“

Mit freundlichem Lächeln reichte die muntere Frau August die Hand, beglückwünschte ihn zu seiner Tat und Genesung und entließ die beiden Knaben mit dem heimlichen Wunsche, ihre Freundschaft möge recht lange bestehen.

Getrost pilgerte August jetzt mit Willy nach der Schule zurück. Seines Freundes Mutter hatte mit den lieben Worten alle düstern Bilder aus seiner Seele weggewischt; die West erschien ihm mit einem Mal weiter und heiterer; die eben gemachte Erfahrung, die ihm bewies, daß ein schlimmer Zwischenfall der Schule auch einmal mit fröhlicher Nebensächlichkeit anstatt mit steter trag-

scher Gewichtigkeit behandelt werden konnte, stimmte ihn ungemein glücklich, und mit voller Klarheit ward er sich des Gegensatzes bewußt, der zwischen der weitherzigen Natur von Willys und der peinlich gestrengen seiner eigenen Mutter bestand. Diese Erkenntnis erfüllte ihn jetzt mit jener Freude, die jede befreiende Entdeckung hervorzaubert; denn in seinem augenblicklich gestärkten Selbstbewußtsein hoffte er, der allzuernsten Art seiner Mutter in Zukunft seinen nach Luft und Licht und Sonnenglanz dürftenden Lebensdrang mit Erfolg entgegensehen zu können.

Seine frische Stimmung hielt auch während der beiden folgenden Unterrichtsstunden an, die der Naturkunde und der Geschichte gewidmet waren und von Lehrern erteilt wurden, die ohne moral-pädagogische Künste, allein durch die Behandlung ihrer Stoffe die Schüler zu fesseln wußten. Als jedoch in der vierten Vormittagsstunde der Lehrer der Geometrie, der Rektor der Schule, mitten in seinen mathematischen Auseinandersetzungen auf einmal von den Grenzen des menschlichen Wissens und dem großen Reiche des Glaubens zu reden und den Schülern das Gebot der unbedingten Eltern- und Lehrerverehrung mit Bibelsprüchen zu belegen begann, da wußte August, der Vorfall aus der Deutschstunde sei bekannt geworden und werde doch noch seine unangenehmen Folgen haben.

*

Unterdessen hatte August Gelegenheit, den Wandel allen Ruhmes zu erfahren. Wohl wurde in den ersten Tagen oft von seiner Rettungstat gesprochen, er mußte hier und dort, bei Schülern und Lehrern darüber Auskunft geben und begegnete vielen bewundernden Blicken; doch suchte manch einer auch mit scheelen Augen und mit geringschätzigen Worten die Tat zu verkleinern, das Gelingen nur einem günstigen Zufall zuzusprechen. Der Neid begann sich zu regen; dieser und jener tuschelte, die ganze Geschichte sei wohl übertrieben worden, und schließlich stellte sich wirklich heraus, daß in der ganzen Schule kein einziger Augenzeuge aufzutreiben war, keiner, der für Augusts Heldentat einstehen könnte. Das mehrte den Verdacht der Verdächtigen und minderte die Bewunderung der Bewunderungsfrohen. Selbst Willy, der unentwegt dem Freunde die Stange hielt, wußte alles nur vom Hören sagen und mußte sich durch die Skeptiker die Verspottung seiner Leichgläubigkeit gefallen lassen.

Nachdem der Glanz seines Ruhmes solchermaßen getrübt war, sprach bald kein Mensch mehr davon, sodaß selbst Augusts brennender Ehrgeiz kein Genüge mehr daran sand und seine heiße Ungeduld sich nach neuen ungewöhnlichen Taten zu sehnen begann. Denn einmal hatte ja bereits der süße Schauer des Ruhmes seine junge Seele durchzittert, damals, als Willy ihn vor dem „Ton“ verteidigt und die ganze Klasse in den freudigen Ausruf eingestimmt hatte: „Wir bewundern ihn!“ Das berauschende Wort hatte er seither nicht wieder vergessen; so oft er sich's in Erinnerung rief, begann sein Herz freudig zu zittern, ein trunkenes Gefühl hohen Selbstbewußtseins erfüllte ihn, und er gelobte sich: Ihr sollt mich doch noch einmal so recht bewundern, und dann will ich dafür sorgen, daß die neue Tat nicht so rasch vergessen werden kann! Wartet nur!

Umsonst suchte er indessen lange Zeit nach dem Wege, der ihn früher oder später zu diesem Ziele führen würde.

IV.

August und Willy verließen zusammen das Schulhaus. Noch summten und brummten ihnen in den Ohren die Kraftworte des „Tons“, die dieser reichlich zu verschwenden liebte; denn die Schule sah er für eine Art Militärdienst, die Schüler für unmündige Rekruten an und hielt sich deshalb für verpflichtet, immer wieder den Feldwebel herauszulehren, was ihm um so leichter fiel, als er früher wirklich in seiner preußischen Heimat der Militärfreiheit nachgekommen war.

Nun hatte er sich's in den Kopf gesetzt, die Schüler seiner Klasse Schillers „Lied von der Glocke“ auswendig lernen zu lassen. „Das wäre doch mit dem Teufel, wenn man den Halunken nicht etwas Vernünftiges ins Gehirn trichtern könnte!“ rief er einmal aus. „Nein, ich geb' nicht nach, bis mir ein jeder, Kerl für Kerl, die ‚Glocke‘ frei hersagen kann... Ich will schon am Strang ziehen, bis ihr sie Tag und Nacht läuten hört...“



Flora. Marmorstatuette (1900) von August Heer, Basel-München, im Besitz des Herrn Robert Frank zu Ludwigsburg.

Und so war's geschehen. Seit Wochen war die Hälfte der Schultunde auf das Hersagen der Dichtung verwendet worden, die freilich bald genug unter der mechanischen Mißhandlung zu leiden begann. Das Experiment wollte übrigens je länger desto weniger gelingen; allein Herr Töner hätte es für Charakterchwäche gehalten, einer bessern Einsicht zu folgen, die seinen vorgeschafften Plan zunichte machen müßte.

"Wenn ihr traurigen Finken keine Liebe zur Sache habt, so sollt ihr mir wenigstens Respekt davor bekommen; denn wehe dem, der sich's einfallen läßt, selber Verse zu machen — dem Kerl werd' ich den Ernst des Lebens beibringen . . . Und nun vorwärts, Anselmeyer: 'Festgemauert in der Erden . . .'"

So war's die ganze letzte Stunde zu und hergangen. Doch wie nun August und Willy zusammen die Kastanienallee entlang schlenderten, die das gemeinsame Stück ihres Schulwegs bildete, zog Willy seinen Kameraden auf die Seite, führte ihn zu einer Bank und legte ihm unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit ein Geständnis ab, welches August in das größte Erstaunen versetzte. Vertrauenswoll gestand Willy, wie er schon vor Monaten ein erstes Gedicht zu machen versucht und seither etwa ein halbes Dutzend verfaßt habe; seine Mutter, der er die ersten Proben vorgelegt, hätte zwar behauptet, es sei damit nicht weit her. Immerhin habe sie sich gefreut und gesagt, wenn er Lust dazu habe, so möge er in seinen Mußestunden ruhig ein paar Reime schmieden, schaden könne ihm das auf keinen Fall.

Seit diesen Versuchen, setzte Willy hinzu, falle es ihm viel leichter, einen guten Aufsatz zu schreiben, und das sei wenigstens ein Vorteil. Während er noch sprach, zog er ein zierlich beschriebenes Blatt aus der Pusentasche und überreichte es mit einer gewissen Feierlichkeit dem Freunde: "Das ist mein letztes . . . 's ist schon ziemlich lang . . ."

August nickte, entfaltete das Papier, las und staunte. Zwar war es nicht das Gedicht als solches, das ihn erstaunen machte; denn die Buchstaben und die Zeilenreihen flimmerten ihm ordentlich vor den Augen, sodaß er kaum imstande war, den Zusammenhang zu erfassen; was ihn so seltsam berührte und innerlich erregte, war vielmehr die Tatsache, ein geschriebenes, mit gewöhnlichen Bleistiftzeichen auf ein alltägliches Stücklein Papier aufgezeichnetes "Gedicht", das zugleich das Werk seines besten Freundes war, in Händen zu halten. Bisher hatte er Verse und Gedichte als Naturwunder betrachtet, die ohne menschlichen Wunsch und Willen dem Kopfe des goitbegnadeten Dichters fertig und vollkommen entspringen, wie im Frühling den Bäumen die rosigen Blüten. Ein Gedicht hatte er als ein Geschenk angesehen, das der Himmel dem Erwählten mühelos in den Schoß fallen läßt — Nun aber sah er, daß sein Freund mit redlicher Mühe, von der die vielen Verbesserungen und Änderungen Zeugnis gaben, und ohne ein Gott zu sein, ein Opus zustande gebracht hatte, das — trotz der mühsamen Lektüre in seinen Ohren zu klingen und singen begann. Und wie er so las und las und sich an den tönenden Reimen und schreitenden Rhythmen erfreute, berührte ihn die eben gemachte Entdeckung wie eine Offenbarung: vor seinen Augen taten sich

goldene Tore auf, die in eine rosige Märchenwelt, in ein glückseliges Zauberland führten. Sein Mitschüler hatte den seltenen Schlüssel zu jenen Toren gefunden, warum sollten sie ihm selbst verschlossen bleiben?

Und plötzlich beherrschte ihn — trotz aller Liebe und Freundschaft, die er Willy entgegenbrachte — das beängstigende Gefühl, jener habe ihm ohne Wissen und Willen etwas Großes vorweggenommen, das ganz eigentlich ihm selbst vorbehalten war. In früheren Jahren schon hatte er mit Vorliebe Lieder und Gedichte gelesen und sich ins Gedächtnis eingeprägt. Lange Ferientage hatte er damit verbracht, unter einem Baume zu liegen, sich in allerhand Verse zu versenken und die Schönheit der umliegenden heimatlichen Natur im Spiegel des Liedes nochmals und doppelt zu genießen. Niemals jedoch wäre ihm der Gedanke gekommen, selbst etwas dergleichen zu machen. Er nahm die klingenden Kunstwerke hin wie die Blumen der Felder und die Früchte der Bäume, ohne je daran zu denken, sie nachzubilden; sie erschienen ihm wie kostliche Gaben aus fernen Zonen und hohen Regionen, die seine ehrfurchtsvolle Knabenseele nur wie ein Götterreich zu ahnen, niemals aber zu betreten gewagt hatte, obschon er sich das Gelingen eines solchen Wagnisses nur als etwas Beseligendes denken konnte. So war er demnach seit Jahren um den golden vergitterten Garten geschlichen, hatte die seltenen Blumen von ferne bewundert und sich an ihrem Wohlgeruch berauscht, während sein Freund lecklich den Wundergarten betreten und sich eine blühende Blume von den Beeten gebrochen hatte!

All diese Gedanken rauschten ihm mit eins durch die Seele, und die Wehmut verträumten Glückes läutete dazu ihr anklagendes Glöcklein. August wußte sich nicht zu fassen; er fand keine Worte, um seinen verworrenen Gefühlen Ausdruck zu geben; er vermochte nur kurz und trocken zu sagen:

"Du, das gefällt mir gut! . . . Laß mir's bis morgen! Ich möcht's zu Hause mit Ruhe lesen . . ." Und wie im Traume setzte er hinzu: "Ich hab' nicht gewußt, daß man das so machen kann . . ."

Willy überließ dem Freunde gerne den Entwurf, nicht ahnend, welchen Umsturz er in dessen Innern hervorgerufen.

Kaum hatten sich die Knaben getrennt, so zog August das Manuskript wieder hervor und begann es aufmerksam durchzulesen. Die Verse schilderten in hüpfenden Rhythmen den feurigen Tanz einer Spanierin und hatten den etwas kühnen Kehrrhein:

"Die Füßchen, sie wirbeln, das Tamburin schwirrt —
Mein Herz ist verwundet, mein Kopf ist verwirrt!"

August las und staunte. Vor allem waren es die deutlich zu sehenden Spuren redlicher Arbeit, die ihm einen gewaltigen Eindruck machten und ihm bewiesen, daß Opus stelle zum besseren Teil eine tüchtige Arbeit, nicht ein müheloses Geschenk des Himmels dar. Deshalb war er gleich entschlossen, sich bei erbstbester Gelegenheit selbst die schwierige Aufgabe zu stellen und sie mit Aufwendung aller Kräfte zu lösen. Nicht minder jedoch wunderte er sich, daß gerade Willy das Gebot des "Tons" überschritten und auf eigene Faust Gedichte gemacht hatte, die er — ohne Furcht, entdeckt zu werden — frei mit sich herumtrug. Am größten aber war seine Verwun-

derung darüber, daß Willys Mutter ihn dabei gewähren ließ. Denn dessen war er gewiß: seine eigene Mutter wäre darob in seinem Fall in Verzweiflung geraten und hätte ihm das frevelhafte Beginnen ein für allemal verboten.

Von neuem wurde sich August so des Gegenjahres bewußt, der zwischen seiner Lage und der seines Freunden bestand. Trotz allem blieb er indessen von der Überzeugung durchdrungen, was Willys Mutter gut hieß, könne nichts Schlimmes, keine Unmaßung und keine Entgleisung bedeuten . . .

Und damit war sein Entschluß endgültig gefaßt, der ihn nunmehr mit einem geheimnisvollen Schauer zu erfüllen begann: ja, er wollte auch in das Paradies eintreten und sich singende Blumen pflücken, wollte den süßen Rausch des Liederdichtens erleben und keine Müh' und Arbeit scheuen, etwas Rechtes zu stande zu bringen! Auch für ihn sollte das Verbot des Lehrers nicht bestehen, und mit Freuden sah er ein, wie machtlos im Grunde der selbstherrliche „Ton“ hier war. Wie könnte dieser jemals von seinen Versuchen erfahren! Für Geheimhaltung wollte August jedenfalls sorgen, mußte er dies doch schon in Rücksicht auf seine stets besorgte Mutter tun, deren Betrübnis seine Traurigkeit, deren Traurigkeit seine Verzweiflung war. Nichts vermochte ihn ja mehr zu quälen, als wenn eine bange Ahnung aus ihren Bügen sprach oder ein stummer Vorwurf aus ihren bittenden Augen schaute. So lockte ihn die

hohe Aufgabe nicht nur durch die ihr innwohnenden Schwierigkeiten, sondern auch durch allerhand Gefahren, die klug und leck bezwungen werden wollten. Kaum zu Hause angekommen, suchte August die einsamste Kammer des alten weitläufigen Hauses auf, schloß sich dort ein und begann zu sinnen und zu träumen.

Wie er so saß und sann, fiel sein Blick durch das Fenster. Zwischen dem Laub der Bäume hindurch sah er die Wasser des Flusses blendend in der Sonne glitzern, und bald stand auch die Gestalt des verstorbenen Vaters lebendig vor seinem Auge. Jene hellen Sommertage tauchten vor ihm auf, wo sie zusammen im Flusse gebadet, ihn von einem Ufer zum andern durchschwommen hatten: das waren schöne, töltliche Zeiten gewesen . . . Sehnsucht erwachte in seinem jungen Herzen, und zwangslös verwandelte sich das echte Gefühl in eine Melodie, die von flüsternden Worten begleitet war.

Und wie er nun diese Worte immer deutlicher vernahm und sie sinnemäß festzuhalten suchte, siehe, da war — kaum, daß sein bewußter Wille dabei erwacht wäre — eine erste Strophe entstanden, der sich nach einer Weile eine zweite und dritte beifügten: ein schlichtes Geständnis, das in Wehmut der vergangenen Glückstage gedachte und den unwiederbringlichen Verlust mit Empfindung beklagte. Er durchlas das Niedergeschriebene einmal, zweimal, und ein paar Tränen tropften ihm über die Wangen auf die Hände. Dann verbarg er das Blatt in der Tasche.



Entwurf zu einem Weltpost-Denkmal (1903) von August Heer, Basel-München, (und Ignaz Taschner, Breslau).

schublade, die er abschloß, und verließ das Zimmer in einer bisher nicht gekannten Stimmung trunkener Trauer, die ihn trotz aller Schwere wunderbar beglückte. War er nicht in Wirklichkeit auf eine Stunde in dem Zauber-garten gewesen, wo alle Blumen und Farben zu Hause sind, hochrote Nelken, jauchzend vor Lust, und schwarz-sammene Rosen, sich neigend vor satter Traurigkeit? Ja,

eine neue, umendliche Welt hatte sich ihm erschlossen! Von seinem ehrfurchtsvollen Eintritt jedoch sollte kein Mensch erfahren, er wollte ihn heilig halten als süßes Geheimnis und hohe Hoffnung!

Tags darauf gab August seinem Freunde dankend das Gedicht zurück. Von seinem eigenen Versuche verriet er nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Amor und Psyche.

Nach Apuleius in freier poetischer Form von Hugo Blümner, Zürich.

(Fortsetzung).

Inzwischen irrite Psyche kummerschwer,
Cupido suchend, Tag und Nacht umher;
denn immer heftiger ward ihr Verlangen,
den zorn'gen Gatten liebend zu umfangen;
sie hoffte fest, es werde ihr gelingen,
den Grossl, wenn nicht durch Schmeicheln zu bezwingen,
so durch demüt'ge Bitten. Einst erschaut
sie einen prächt'gen Tempel, der erbaut
auf steilem Bergesgipfel. Dahin lenkt
sie ihre Schritte, weil bei sich sie denkt,
daß dort vielleicht ihr Herr und Gatte weile.
Die Hoffnung treibt sie an zu grösster Eile,
und ob der Fuß ihr auch vom Wandern brennt,
erklimmt sie doch die steile Höh' behend.
Sie tritt hinein zum Tempel und sieht dort
viel Lehren liegen am geweihten Ort,
von Weizen und von Gerste, teils gewunden
zu Kränzen, teils in Haufen ungebunden;
auch Sichelnd und sonst Erntewerkzeug sah
sie dort, doch alles lag ohn' Ordnung da,
verstreut, wie es das Landvolk aus der Hand
zu legen pflegt im heißen Sonnenbrand.

Das legte Psyche alles säuberlich
in Reih' und Ordnung hin; sie dachte sich,
daß keiner einz'gen Gottheit heil'gen Brauch
gering sie achten dürfe, da ja auch
von allen freundlich Mitleid sie begehre.

Wie sie nun eifrig schafft, da trifft die hehre
Ceres sie bei der Arbeit und beginnt
sogleich zu ihr: „Ach, Psyche, armes Kind,
Venus forscht ängstlich auf der ganzen Erde,
ob sie nicht endlich deiner habhaft werde;
denn zürnend hat die schwersten Strafen dir
sie zugesucht, und alle Kraft, die ihr
als Göttin zu Gebot steht, setzt sie dran,
wenn nur an dir sie Rache nehmen kann.
Du aber, statt daß bloß du daran denkest,
wie du vor ihr dich retten mögest, schenkest
ganz deine Sorge meinem Dienste jetzt?“

Zu Füßen stürzt ihr Psyche und beneigt
der Göttin Kleid mit ihren Tränenbächen;
am Boden schleift ihr Haar, da sie zu sprechen
beginnt mit vielem Flehn: „O Göttin, höre
auf meine heißen Bitten: ich beschwöre
bei deiner Rechten dich, der fruchtreichsten,
bei deiner Ernte heiligen Gebräuchen,
bei der Mysterien geheimen Sagen,
wo Flügeldrachen ziehen deinen Wagen,
bei deiner Wandlung durch Siziliens Auen
und da du suchen gingst durch alle Gauen
die Tochter, bei des Orcus Finsternissen,
wo jene weilt, die Pluton dir entrissen,
bei ihrer Rückkehr, die die Freude weckt,
und was noch sonst mit heil'gem Schweigen deckt
Eleusis — habe, Göttin, mit der armen
Psyche, die deinen Schutz erfleht, Erbarmen!
Erlaube, daß ich hier — und wär's auch nur
für ein'ge wen'ge Tage — meine Spur
verberge unter diesem Haufen Korn,
bis daß die Zeit der Göttin wilden Zorn
gelindert oder bis sich meine Kraft,
die von des Wandern langer Müh' erschlafft,
erholzt hat durch die Ruhe!“ — „Mich röhrt sehr
sprach Ceres drauf, „dein Flehn, und dein Begehr
erfüllt' ich gern; doch ist mir nah verwandt
Frau Venus, und ein altes Freundschaftsband
verknüpft uns beide, und da ohnehin
sie eine brave Frau sonst ist, so bin
ich außerstande, gegen ihren Willen
zu handeln und dein Bitten zu erfüllen.
Verlaß denn dies mein Haus sofort und halt‘



Grabrelief (1905) von August Heer, Basel-Münchau.